

«Wir», «die Moslems» und die Fragen

Die Wichtigkeit, aber auch die Grenzen des interkulturellen Dialogs wurden in einem Workshop mit Schaffhauser Muslimen deutlich.

Vier Tage nach dem Schweizer Verdikt in der Frage der islamischen Gebetstürme hat im Rahmen der 4. Schaffhauser Menschenrechtstage ein Workshop zu «Minarett, Kopftuch □ und andere Fragen» stattgefunden. «Wir wollen unsere Vorurteile generell hinterfragen und versuchen, sie zu überwinden», so Moderator Urs Urech. Er ist soziokultureller Animator und spezialisiert auf «Islamophobie». Ihm zur Seite standen zwei Schweizer Muslime: Iman Al Sharifi, Übersetzerin aus dem Irak □ eine Muslima, die «kein Kopftuch braucht», wie sie sagt. Und der Schaffhauser Salman Naqvi, gebürtiger Pakistaner und im interkulturellen Dialog engagiert.

Weitere drei Muslime und rund dreissig Einheimische waren in die Ochseschür gekommen, um ihren mutmasslichen Vorurteilen auf den Grund zu gehen. Obwohl der Anteil der Muslime an der Veranstaltung etwa ihrem Anteil in manchen städtischen Quartieren entspricht, hätten sich die Organisatoren doch eine grössere Beteiligung erhofft. «Ich sage immer zu meinen Leuten, wenn ihr zu Hause sitzt und euch beklagt, verändert ihr nichts», meint Naqvi.

Keine scharfe Abgrenzung

In einer Reihe von Gruppenübungen ging es darum, sich seiner eigenen Identität(en) bewusst zu werden, sich klarzumachen, dass es keine scharfe Abgrenzung zwischen «wir» und «die Moslems» gibt. Zu vieles haben wir als moderne Menschen gemeinsam. Eine Frau singt sogar ein arabisches Lied vor, das sie im Urlaub in Marokko gelernt hat. In einem weiteren Schritt sollen die Teilnehmer Kritik an der eigenen Identitätsgruppe formulieren. Weil, so Urech, «wir dazu tendieren, die eigenen Unsicherheiten und Probleme mit Vorurteilen gegen □die anderen□ zu kompensieren». Dass positive Vorurteile genauso verheerend wirken wie negative, ist eine weitere Erkenntnis im Workshop-Prozess.

«Das geht gar nicht!»

Die Stimmung ist fröhlich und heiter, es gibt Getränke und Guetsli. Nach zwei Stunden formulieren die Muslime und die Einheimischen getrennt Fragen an die andere Gruppe. Wie erklären Sie Ihren Verwandten im Ausland die Schweiz nach dem Minarettverbot? In Pakistan und im Irak hätten die Leute andere Sorgen, so die Muslime. Warum dürfen Nonnen ein Kopftuch tragen? Tradition, sagen die Schweizer. Was denken Sie über den Fundamentalismus und den Terror? Schlimm, sagen die Muslime. Ist ein Kirchturm nicht auch ein Machtsymbol? Schon ein wenig, sagen die Schweizer. Wie wichtig ist der Koran? Individuell verschieden, sagen die Muslime. Ein wenig scheint es, als ob alles eine individuelle Angelegenheit sei im Prisma religiöser, regionaler und kultureller Unterschiede. Bis die Frage nach Mischehen auftaucht. Ein Muslim darf eine Jüdin oder eine Christin heiraten □ warum ist dies einer Muslima verwehrt? Antwort eines muslimischen Teilnehmers: «Einen Christen heiraten, das geht gar nicht, das ist ein Paradox! So eine fällt für uns vom Glauben ab.»

Betretenes Schweigen. Der Moderator geht über zum nächsten Thema. So zeigt sich, dass diese Art von interkulturellem Dialog als Kennenlern-Smalltalk zwischen modernen, toleranten Individuen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen gut funktioniert. Dass er aber zum Stillstand kommt, wenn Dogmen und nicht mehr nur persönliche Wahrnehmungen und Wertehaltungen eine Rolle spielen. An diesem Punkt müsste man anknüpfen. Und heikle Fragen wie Schwimmunterricht, Kopftuch, Scharia oder die Unterdrückung von Mädchen und Frauen vorurteils-, aber eben auch schonungslos offen zur Sprache bringen.

von Mark Liebenberg